

Geschichte in Wissenschaft und Unterricht

Sonderdruck

JORN THIEDE

Zeitschrift des Verbandes
der Geschichtslehrer Deutschlands
Herausgegeben von K. D. Erdmann
und J. Rohlfes

Ernst Klett Stuttgart

Wissenschaft als Brücke zwischen den Völkern*

Die Wissenschaften sind, noch bevor es Nationalstaaten gab, international gewesen. Die Suche nach Wahrheit und Erkenntnis machte an Ländergrenzen nicht halt. Am Anfang der heutigen Blüte der Wissenschaften, zur Zeit der Aufklärung, konnten auch Kriege die wissenschaftliche Kommunikation nicht behindern.

Voltaire in Berlin, Euler in Petersburg sind nur zwei Beispiele für den regen Austausch, der damals stattfand. Und später konnte Goethe sagen, die Geschichte der Wissenschaft sei „eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen“.

Im 19. Jahrhundert verschiebt sich das Bild, es beginnt eine Entwicklung, die kurz vor der Mitte unseres Jahrhunderts mit der rassistisch argumentierenden „Deutschen Physik“ einerseits, dem „Manhattan Project“ zum Bau der amerikanischen Atombombe andererseits ihren bisherigen tragischen Höhepunkt findet.

Wie soll es weitergehen? Wir sehen, daß die Wissenschaft selbst Probleme aufgeworfen hat, die schon längst grenzüberschreitende Dimensionen angenommen haben. Wir können als Wissenschaftler auf mögliche kommende Gefahren hinweisen — wir müssen es sogar, nach einer Analyse der Gegenwart, die freilich ohne Kenntnis der Vergangenheit nicht tragfähig ist. Was bedrückt uns heute? Daß die Welt aus dem Gleichgewicht geraten ist, diese unsere Erde, die wir beim Fliegen, beim Austausch von Nachrichten oder gar beim Blick aus dem Weltall immer mehr als Einheit sehen und erleben.

Da ist auf der einen Seite der unerhörte Fortschritt in der Medizin, der oft nur einem Teil der Menschheit zugute kommt, die Kontrolle über viele Krankheiten, die als Geißel der Menschheit galten. Auf der anderen Seite haben wir die Kontrolle über die Bevölkerungsexplosion verloren. Unsere Welt wird dadurch insgesamt enger, ärmer, hungriger nach Nahrung, Energie, Rohstoffen und nur reicher an Analphabeten.

Da ist auf der einen Seite die Einsicht, daß wir unsere Erde von unseren Enkeln nur geborgt haben und wir vor ihnen in der Verantwortung stehen. Auf der anderen hasten wir kurzatmig durch Entscheidungen, die sich nach Wahlperioden oder kurzfristigen materiellen Gewinnen richten. Doch auch die Wissenschaft und die von ihr untrennbar gewordene Technologie schreiten so beschleunigt voran, daß viele von uns nicht mitwachsen können.

Und da wird das Ungleichgewicht zwischen den Rüstungsausgaben auf der ganzen Welt und den Mitteln, um die herausziehenden globalen Nöte zu lindern, immer größer.

* Überarbeitete Fassung eines am 1. Mai 1982 in Kiel gehaltenen Vortrags.

Vieles, was da aus dem Gleichgewicht geraten ist, und manches mehr, hat — wie gesagt — die Wissenschaft entdeckt und beschrieben. Sie warnt davor. Sie muß versuchen abzuhelpfen, da wo sie dazu beitragen kann.

Aus doppeltem Grund muß daher die Wissenschaft aus sich selbst heraus Brücken zwischen den Völkern schlagen und verstärken:

Aus ihrem Selbstverständnis als Teil des gemeinsamen Erbes der Menschheit und aus ihrer Verantwortung vor deren Zukunft.

1. Internationale Wissenschaft

Eine Fülle von Möglichkeiten kann heutzutage genutzt werden, um Kontakte zwischen den einzelnen Forschern anzubahnen und zu pflegen: Zahllose internationale Rundgespräche, Symposien und Kongresse, die man freilich mit einem klaren Plan besuchen muß, wenn sich der Aufwand lohnen soll; Forschungsprojekte im Ausland, die Kontakte fördern — die Deutsche Forschungsgemeinschaft half dabei im letzten Jahr mit mehr als 750 Stipendien und Reisebeihilfen; und schließlich Aufenthalte an anderen Instituten. Die Alexander von Humboldt-Stiftung betreute bei uns letztes Jahr rund 1 400 Stipendiaten des Nachwuchses aus dem gesamten Ausland und 131 herausragende Forscher aus den USA in einem Sonderprogramm.

Das sind kleine Zahlen angesichts der über 4 Millionen Wissenschaftler, die es auf der Welt geben soll und von denen 30 % in den USA, 25 % in der UdSSR und 20 % in Westeuropa tätig sind. Aber es gibt weitere wichtige Möglichkeiten zur Zusammenarbeit: Jeder Wissenschaftszweig hat internationale Fachverbände — 1980 waren es insgesamt über 5 000 — bis hinauf zu den internationalen Unionen, die sich hauptsächlich in den naturwissenschaftlichen Disziplinen gebildet haben: Von den 17 Unionen, die in einem Internationalen Rat (ICSU) zusammengeschlossen sind, ist nur die International Union of the History and Philosophy of Science den Geisteswissenschaften zuzurechnen.

Auch der, der das Kauderwelsch der internationalen Abkürzungen nicht beherrscht, sollte wissen, daß schon ein Umstand alle diese Einrichtungen rechtfertigt. In vielen Ländern ist die Freizügigkeit der Forschung wie der Forscher nicht so, wie wir es uns vorstellen. Da gibt es — auch in den Naturwissenschaften — ideologische Hindernisse und Vorurteile. Da gibt es bürokratische oder schlimmere Hindernisse beim Aus- und Einreisen. Da fehlt es an harten Devisen. Internationale Veranstaltungen und Organisationen können im Einzelfall helfen, sind aber auch ein Forum dafür, solche Sorgen zu äußern. 1980 fand zum Beispiel in Hamburg ein solches wissenschaftliches Forum der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) statt. Ost und West nahmen daran mit hohen Vertretern teil, und der Leiter der deutschen Delegation konnte u. a. dabei erklären:

„Nach unserer (d. h. der deutschen) Meinung ist die Freiheit des Wissenschaftlers Voraussetzung für die großen Entdeckungen, die die entscheidenden Anstöße für die Weiterentwicklung der Menschheit geben und gegeben haben. Freie Forschung bedeutet, daß weder Gegenstand noch Ziel der Forschungsarbeit, noch die dabei anzuwendenden Methoden vorgeschrieben werden, solange nicht die Menschenwürde verletzt wird. Wir Wissenschaftler fühlen uns als Mitglieder einer weltweiten Familie. Darum freuen

wir uns über gemeinsame Erfolge, darum machen wir uns aber auch Sorgen, wenn es einem von uns schlecht geht. Solche Sorgen schwingen auf den Brücken mit.“ Jeder wußte, daß damals der nach Gorki verbannte Sacharow angesprochen war. Doch jeder weiß auch, wie bescheiden der Einfluß der Wissenschaft auf politische Entscheidungen ist, die hier im Hintergrund stehen.

Nach meiner eigenen Erfahrung sind die besten Brücken gemeinsame Projekte. 1975 war ich für zwei Monate einer der beiden Fahrleiter auf dem Tiefseebohrschiff „Glo-mar Challenger“ vor Westafrika. Ein Dutzend Wissenschaftler waren an Bord, darunter ein Franzose, dessen Vater sehr schlechte Erinnerungen an Deutschland hatte, zwei Tschechen, die 1968 ihre Heimat verlassen mußten, und zwei Russen. Das faszinierende Erlebnis, an interessantem, einmaligem Bohrmaterial gemeinsam Tag und Nacht arbeiten zu können, es in einen großen Rahmen, die Geschichte des Atlantischen Ozeans, einpassen zu müssen oder diese daraus zu entwickeln, ließ uns trotz dieser Vorbedingungen schon nach einer Woche auch persönlich näherkommen. Und noch heute fühlen wir uns als eine Familie. Und dies gerade, weil unsere fachliche Vorbildung, vorgefaßten Meinungen, Arbeitsweisen aus so unterschiedlichen Wurzeln kamen und sich an ein und demselben Bohrkern zu bewähren hatten.

Diese Art multinationaler Zusammenarbeit in Projekten ist charakteristisch für die Naturwissenschaften. Aber auch in den Geisteswissenschaften, in denen Gemeinschaftsforschung nicht so unabdingbar und vorherrschend ist, gibt es gemeinsame Projekte, in denen die bilaterale Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern des Gastlandes vorherrscht. Davon wird in einem späteren Abschnitt noch die Rede sein.

2. Brücke zwischen den Völkern

Die Wissenschaft kennt aus ihrem Wesen heraus keine Grenzen. Dieser Satz muß tagtäglich begründet und verteidigt werden, solange es Wissenschaftler gab und geben wird. Natürlich kann nicht alles erforscht werden, was wünschenswert wäre. Grenzen werden von innen gesetzt, von der Ethik, vom Recht, oder von außen, vom Potential, vom Geld. Indessen braucht dieser Satz in unserem Zusammenhang und nach dem bisher Gesagten wohl nicht verteidigt zu werden. Eine Generalisierung ist indessen höchst unbefriedigend in unserer realen Welt der Völker, in der Wissenschaft in recht unterschiedlicher Weise betrieben wird, die wir also differenziert betrachten müssen. Ich möchte deshalb drei Bereiche herausgreifen und diesen drei Begriffe zuordnen, um die wir uns nach meiner Ansicht als Deutsche bemühen müssen:

- Integration im Blick auf Europa,
- Koexistenz im Blick auf die sozialistischen Länder Osteuropas
- Solidarität im Blick auf die Entwicklungsländer.

Integration im Blick auf Europa

In seiner Dankesrede für die Verleihung des Nobelpreises in Stockholm sagte Elias Canetti am 10. Dezember 1981 unter anderem: „... und soviel Europa vorzuwerfen wäre — denn was ist nicht alles von ihm ausgegangen —, heute, da der Atom Schatten, unter dem wir leben, schwer auf Europa lastet, zittern wir zuerst um Europa.“

Dies ist natürlich umfassend gemeint: Europa wird als pluralistische Einheit im politischen, kulturellen, wirtschaftlichen Sinn aufgefaßt.

Vor 25 Jahren sollte in den Verträgen von Rom die Wirtschaft der Vorreiter für die Politik werden, um die europäischen Nationalstaaten einzuschmelzen, wie sie sich seit dem 13. Jahrhundert herausgebildet haben. Die Enttäuschungen auf diesem Weg erleben wir täglich. Die Euphorie im Blick nach vorn war zu groß. Der Blick des Historikers Jacob Burckhardt auf Europa, auf eine „Discordia concors“, ist geduldiger. Geduldiger sind auch die Wissenschaftler. Sie arbeiten schon seit eh und je bi- oder multinational in direktem Kontakt zusammen. Sie haben europäische Fachgesellschaften gegründet — derzeit gibt es davon über 50. Sie arbeiten an Projekten der EG, die in erster Linie staatliche Interessen zum Ziel haben. Ohne direkte Regierungsbeteiligung hat sich die Europäische Wissenschaftsstiftung, die ESF in Straßburg, zusammengefunden. Sie nimmt sich im wesentlichen dreier Anliegen an:

- Sie gibt Empfehlungen für Projekte oder Großgeräte, deren Aufwand für ein einzelnes Land zu groß ist, z. B. das Europäische Synchrotronstrahlungs-Forschungsprojekt oder ähnliche Projekte in der Astronomie und Raumfahrtforschung;
- sie fördert Projekte, bei denen das ungenügende Forschungspotential der einzelnen Länder zusammengeführt werden sollte, z. B. in kleineren Disziplinen wie der Byzantinistik oder der Sinologie, wo z. B. Forscher aus Würzburg, Zürich und Paris gemeinsam an einer Katalogisierung der Texte des Tao-Tsang arbeiten;
- sie betreut Projekte, die in besonderer Weise Europa betreffen, z. B. in der Rechtsvergleichung, der Sprachlernforschung oder der Archivierung alter Manuskripte. Es ist leider nur ein Teil-Europa von der Türkei bis Irland, von Portugal bis Finnland.

Hier wird mit wenig Geld — einige Millionen DM pro Jahr — und viel Idealismus versucht, geduldig voranzukommen, um die Vielfalt der Erfahrungen, Denkweisen, Interessen zusammenzuführen und zusammenzubinden. Wenigstens in dieser Hinsicht soll Europa nicht zu einem Vakuum werden, einem Vakuum, das vielen von uns Sorgen macht. Eine der Säulen Europas seit über zwei Jahrtausenden ist ja die Wissenschaft, wie sie sich aus dem Denken der Griechen heraus entwickelt hat. Diese Säule ist immer noch tragfähig.

Auch — oder gerade — wenn wir von Integration im Hinblick auf Europa sprechen, dürfen wir nicht versäumen, die Brücke zu den USA mit ihrer ganz besonderen Tragweite zu stärken. Freundschaft setzt Bekanntschaft voraus, und es ist unsere Pflicht, die neue Generation auf beiden Seiten des Atlantiks durch beidseitigen Austausch zusammenzuführen, damit sie aufs neue die Aufgeschlossenheit, Hilfsbereitschaft und den Ansporn der Konkurrenz erlebt, die uns nach dem Kriege so zugute kam.

Koexistenz im Blick auf die sozialistischen Länder Osteuropas

Die Wissenschaft denkt bei ihrer Zusammenarbeit in langen Fristen, und deutsche fachliche wie persönliche Kontakte haben oft genug die beiden Weltkriege überdauert. Wir pflegen sie beispielsweise in der Forschungsgemeinschaft mit der UdSSR wie mit Chile, mit Israel wie mit arabischen Ländern oder mit Chinesen jeder politischen Haltung. Wir glauben, damit das oft kurzweilige Auf und Ab der Politik wenigstens in diesem unseren eigenen Bereich dämpfen zu können. Wir arbeiten deshalb schon seit 1963, also mitten im sogenannten Kalten Krieg, mit der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zusammen. Diese Zusammenarbeit wurde in einem 1970 geschlossenen

Austauschabkommen formalisiert, in dessen Rahmen beiden Partnern jährlich 60 Mannmonate für Wissenschaftler zur Verfügung stehen, die mehr oder weniger lang im anderen Land der Forschung nachgehen wollen. Darüber hinaus bieten gemeinsam beschlossene und geleitete Forschungsprojekte weitere Möglichkeiten zur langfristigen Kooperation. Natürlich sehen auch wir ein Ungleichgewicht der Interessen, wenn z. B. im Kulturbereich bei uns Philologen an Puschkin oder an Inszenierungen der Werke Tschechows interessiert sind, auf der anderen Seite die Akustik neugebauter Konzertsäle im Vordergrund steht. Und dies ist ein harmloser Fall. Wir spüren die Tendenz, wenn es unseren Wissenschaftlern mit tausend Ausreden schwergemacht oder verwehrt wird, Bibliotheken oder gar Archive zu benutzen, und wenn — umgekehrt — lange, bezeichnende Listen für Firmenbesucher vorgelegt werden.

Da wir bei diesem Austausch im wesentlichen die Grundlagenforschung fördern, kommen wir weniger in die Gefahr, in technisch oder gar militärisch empfindliche Bereiche zu geraten. Wir wissen, wie exzellent die russische Grundlagenforschung auf Gebieten der Metallurgie, Festkörperphysik, Astrophysik, Geophysik und vieler theoretischer Fächer ist. Wir wissen aber auch um die dortigen Schwächen etwa der angewandten Forschung oder vor allem, wenn es darum geht, neue Technologien in Produktion umzusetzen. Einseitig begangene Brücken darf es nicht geben, und bei aller Toleranz gibt es Grenzen der Erträglichkeit, der Tragfähigkeit der Brücken.

Solidarität mit den Entwicklungsländern

Wir alle wissen, daß weit über die Hälfte der Weltbevölkerung in diesen Ländern lebt, selbst wenn wir China nicht dazuzählen, daß auf sie aber weniger als ein Drittel des Weltfischfangs oder der Agrarproduktion entfallen — oder nur $\frac{1}{20}$ des Bruttosozialprodukts pro Kopf der Industrieländer.

Wir sind uns weniger bewußt, wie groß die Unterschiede in der Dritten Welt sind. Sie ist ja räumlich wie sozial so weit von uns entfernt. Und jede Distanz nivelliert oder typisiert. „Alle Japaner sind gleich“ sagen wir, oder „die alten Ägypter“.

Zurück zur Dritten Welt! Da gibt es künstliche Nationen aus ehemaligen Kolonien mit ihrem Wirrwarr an Stämmen und Sprachen. Da sind Länder mit alter Hochkultur wie Indien oder Länder der Negritude „mit einer Kultur der Sinne, des Wirklichen, der Intuition“ als Ergänzung zur westeuropäischen „Kultur der Tatsachen, der Logik, des diskursiven Verstandes“. Und zuweilen gibt es Steinzeitniveau. Das Klima, der Bewuchs, die Böden, die Rohstoffe, die geographischen Situationen differieren. Von den rund 150 Entwicklungsländern mag man 40 als Schwellenländer, 60 als arm und 50 als bettelarm bezeichnen. In den Ländern der beiden letztgenannten Kategorien sind immer noch über die Hälfte der Bewohner Analphabeten. Dazu kommen die 12 Ölländer, die teilweise ihren Reichtum so sinnlos verschwenden wie die Spanier ehemals das Gold der Azteken und Inkas.

Wir alle wissen, daß im idealen Fall aus diesem Ungleichgewicht wenigstens in Teilen eine Partnerschaft zwischen der Lieferung von Rohmaterial auf der einen und der Verarbeitung auf der anderen Seite werden sollte. Der Weg dahin ist mühsam und braucht Zeit und Geld. Forschungsprojekte in vielen Entwicklungsländern kosten viermal mehr Zeit und achtmal mehr Geld als normal.

Die Wissenschaft muß sich gewahr werden, daß sich hier eine zweite Front für sie auf-

getan hat. Der erste Nachkriegsoptimismus, daß Wissenschaft und Technologie rasch die Lücken zwischen den Exkolonialländern und den neuen unabhängigen Staaten überbrücken könnten, ist verfliegen. Zum Teil ist die Lücke sogar größer geworden. Was also tun?

Wir müssen das wissenschaftliche Potential in diesen Ländern stärken. Derzeit gibt es in Indien auf 1 000 Einwohner 20 Wissenschaftler und Ingenieure, in Japan aber 372. Von den 550 000 Geologen der Welt entfallen nur 1 % auf Afrika. 95 % der globalen Mittel für Forschung und technische Entwicklung geben die Industriestaaten aus, nur 5 % die Entwicklungsländer. Dort fehlt es, zum Teil sogar in den Schwellenländern, an der Infrastruktur, an Instituten, Bibliotheken, Geräten und vor allem deren Bedienung und Wartung.

Wir müssen dabei stets im Auge haben, daß dort die angewandte Forschung fast überall völlig im Vordergrund steht. Die Not ist dort drängend, Fragen der Bewässerung, Düngung, Transportmöglichkeiten, dezentralisierten Energieversorgung, Rohstoffsuche sind daher wichtiger als Grundlagenforschung selbst in diesen Bereichen. Das Coastal Management mit Häfen, Industriesiedlungen, Aquakultur in Lagunen, Tourismus an Stränden ist wichtiger als die hohe See. Die Industriestaaten haben daher um so mehr die Pflicht, die Grundlagenforschung voranzutreiben, deren praktische Ergebnisse ja oft lange auf sich warten lassen.

Die sicherste Hilfe, die beständigeste Investition ist die Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses bei uns und im Lande; gemeinsame Seminare, Konferenzen und vor allem gemeinsame Projekte, etwa bei der Erforschung der eigenen Geschichte, Musik, Volkskunde. So entsteht ein langsam wachsender, auch öffentlicher Sinn für die Wissenschaft, für die eigene Kultur, und das Mißtrauen wird stetig abgebaut. Diese „Hilfe zur Selbsthilfe“ wird bald Freunde und wissenschaftliche Kollegen hervorbringen, von denen wir unsererseits dann lernen können. Regierungen, wissenschaftliche Verbände und Einzelforscher tun dies schon heute. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert solche Bemühungen im Rahmen aller ihrer Programme: Zu nennen wären etwa das erfolgreich abgeschlossene Mexiko-Projekt oder der Atlas des Vorderen Orients, der in intensiver Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus den Ländern des Nahen Ostens in Tübingen entsteht, aber auch die zahllosen archäologischen Grabungen. Wirklich aktiv mögen 2 bis 3 % der Wissenschaftler der Industrieländer an gemeinsamen Projekten arbeiten, 5 bis 10 % mögen daran interessiert sein. Diese Zahlen sollten sich wenigstens verdoppeln, vor allem in unserem immer provinzieller werdenden Deutschland.

Denken wir doch an unsere eigene Geschichte zurück! Wer an der Mosel wandert, denkt über Entwicklungshilfe nach, die schon die Römer bei uns geleistet haben. Weinbau, Glasblasen, Straßenbau verbreiteten sich, und man gewöhnte sich aneinander. Danach verfiel die städtische Kultur, auch im Mittelmeerraum, und damit wohl auch die griechische Naturwissenschaft und -philosophie. Sie rettete sich in Teilen über die Brücke zum Islam, der bald eigene Leistungen, etwa in der Mathematik, der Philosophie, der Architektur, der Astronomie, hinzutut; all dies gelangte dann auf langen Umwegen wieder nach Europa. In Deutschland wurden Ackerbau, Handwerk, Baukunst durch Mönche aus dem Westen belebt. Und aus der Antike und dem Christentum erwuchs schließlich die europäische Kultur — schließlich, d. h. in vielen Jahrhunderten.

Solidarität und Geduld also brauchte es früher und braucht es heute bei den sogenannten Entwicklungsländern.

Die Wissenschaft als Brücke zwischen den Völkern! Sie kann nur einen bescheidenen Beitrag zur Weltverständigung und zum Frieden leisten. Sie muß idealistisch sein, muß aber vor allem junge Menschen vor Utopien und Ideologien warnen und ständig auf die genannten Unterschiede aller Art hinweisen. Dann erst kann der Brückenschlag für *beide* Seiten fruchtbar werden.

Und die Deutschen? Brücken müssen auf *beiden* Seiten verankert sein. Deshalb ist nur zu hoffen, daß wir wieder bald zu einer Identität finden, die zwischen der uns weltpolitisch zugefallenen Bescheidenheit und einem wieder gewachsenen Selbstbewußtsein die Waage hält.

Aber bei aller Bescheidenheit sollten die Möglichkeiten der Wissenschaftler nicht unterschätzt werden, wenn sie mit Idealismus, Beharrlichkeit und Wirklichkeitssinn ihre Brücken schlagen — und beschreiten.

Religionsprotektorate und europäische Mächterivalitäten im Zeitalter des Imperialismus*

Eine der ausgeprägtesten Erscheinungsformen des europäischen Expansionismus im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert stellt die enge Verbindung dar, die sich aus der missionarisch-religiösen Aktivität in unterentwickelten Regionen der Welt und der Nutzbarmachung dieser Gebiete aus Gründen des Prestiges, der Strategie und/oder des ökonomischen Nutzens ergab¹. In diesen Zusammenhang gehören die Ansprüche, die europäische Großmächte im nationalistischen Zeitalter aus dem — wie es in der Terminologie der Zeit hieß — „unveräußerlichen Recht“ und der „Pflicht eines selbstbewußten Staates“ ableiteten, die eigenen Staatsangehörigen, eben auch jene geistlichen Standes, in weniger stabilen Staaten zu schützen. Auf diese Weise verknüpften noch weit ins 20. Jahrhundert hinein europäische Staaten religiöse Interessen ihrer Untertanen mit machtpolitischen Zielen, indem sie als sogenannte Schutzmächte bestehender oder sich bildender religiöser Minderheiten Einfluß in solchen Staaten einzunehmen suchten, die dem imperialen Angriff des Westens nicht Stand zu halten vermochten. Ihre Rolle als „Beschützer“ der Christen oder bestimmter Konfessionen und religiöser Gruppen diene indessen weitgehend nur dem Zweck, territoriale Ansprüche geltend zu machen und machtpolitische Interessenssphären abzugrenzen. Zugute kam ihnen in diesem Bestreben nicht selten, daß sich bei den zu „Schützenden“ nicht weniger religiöser Eifer mit imperialistischem Expansionsdrang verbanden. Unter diese Form interessenbedingter Schutzherrschaft unter dem Deckmantel religiös-christlicher Motivation fallen die sogenannten Religions- oder Kultusprotektorate, die europäische Großmächte vor allem im Osmanischen Reich und in China — z. T. bis in den Zweiten Weltkrieg hinein — ausgeübt haben. Dabei bedeutete es keinen Widerspruch, daß der sich im Innern — oft mit rigoroser Ideologie — säkularisierende Staat nach außen eifersüchtig auf seine erworbenen oder beanspruchten „kirchlichen“ Rechte pochte, wie das Beispiel der laizistischen dritten französischen Republik, aber auch die imperialistische Politik Italiens und Deutschlands anschaulich demonstrieren. Für die in ihrer inneren und äußeren Souveränität durch die Religionsprotektorate eingeschränkten Staaten wie das osmanische und das chinesische Reich, nach der Leninschen Terminologie vielfach auch als „Halbkolonien“ bezeichnet, stellte das Schutzrecht demgegenüber eine subtile Herrschaftsform der europäischen Imperialmächte dar, die zu unterlaufen vielfach schwieriger war, als territorialer oder ökonomischer Penetration zu begegnen.

Das seitens einer weltlichen Macht ausgeübte Schutzrecht über die Christen und deren religiöse Institute in nichtchristlichen Ländern reicht in seinen historischen Wurzeln weit in das christliche Altertum zurück. Es gründet bereits in der Schutzherrschaft, die die christlich gewordenen römischen Kaiser über die Kirche gegen die „Häretiker“,